

DOSSIER

Die Buchreihe über österreichische Autoren

Gunter Falk

Herausgegeben von
Daniela Bartens und Klaus Kastberger

Herausgegeben vom Franz Nabl Institut für Literaturforschung
der Universität Graz

Redaktion

Kurt Bartsch
Gerhard Fuchs
Günther A. Höfler
Gerhard Melzer

Mit zwei CDs
aus: *Die dunkle Seite des Würfels*
„Texte und Jazz“ mit Gunter Falk und den Neighbours

Literaturverlag Droschl

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung der Herausgeber	7
ALFRED KOLLERITSCH: Rückweg	11
GÜNTER EICHBERGER: DENK-MALE oder kommen und gehen. Anekdoten über / Texte von / Kommentare zu Gunter Falk	19
GERHARD FUCHS: „schweinsbrust mit leberfülle warf ihm hundert rindsrouladen zu.“ Intertextualität bei Gunter Falk	36
THOMAS EDER: Experimente wider das Experimentelle. Gunter Falks und Reinhard Priessnitz' Verhältnis zu Theorie und Dichtung	63
GUNTER FALK: CONCRETE POESIE für anfänger (auswahl nebst anleitung)	107
DANIELA BARTENS: „Überraschungen sind eingeschlossen.“ Spiel- begriff und Literaturlauffassung des Grazer Autors Gunter Falk	120
FERDINAND SCHMATZ: Doppelbindung, aufgemacht. Poetische Anmerkungen zu Gregory Bateson und Gunter Falk	141
MICHAEL HAMMERSCHMID: Das Skelett, das Paradox und die Einbildungskraft. Eine Lektüre von Gunter Falks <i>liebesgedicht</i>	156
MANFRED MIXNER: Das Leben fühlen. Mitteilungen betreffend Gunter Falks Haikus	173
HEINZ STEINERT: Gunter Falks theatralische Sendung	187
WILHELM HENGSTLER: Bad Science und Happy Attitude	202
CHRISTIAN FLECK: Über das rasche Veralten soziologischer Texte. Diesmal keine Paraphrasen zum Werk Gunter Falks	217
DIETER GLAWISCHNIG: Anmerkungen zu <i>Texte und Jazz</i> mit Gunter Falk und den Neighbours	230

WOLFGANG BAUER: Thema, Improvisation, Koordination. Gunter Falks Musikalität	235
GUNTER FALK: Drei Gedichte	239
DANIELA BARTENS / GERHARD FUCHS: Bibliographie Gunter Falk ..	244
MITARBEITER/INNEN DIESES BANDES	280

VORBEMERKUNG

Der Schriftsteller und Soziologe Gunter Falk ist in der Nacht von 24. auf 25.12.1983 gerade erst 41jährig in Graz gestorben. Sein poetisches Werk liegt bis heute in den beiden Bänden *Die Würfel in manchen Sätzen* (1977) und *Die dunkle Seite des Würfels* (1983) im Verlag von Klaus Ramm in einer gemeinsam mit dem Autor getroffenen Auswahl vor; die Aufsätze, in denen Falk als einer der ersten in Österreich die Theorien des symbolischen Interaktionismus, aber auch die poststrukturalistische Literatur- und Kulturtheorie rezipierte, sind bislang nur in verstreuter Form greifbar.

Das Widersprüchliche, Kontroversielle und Oppositionelle, theoretisch faßbar durch den Begriff des Spiels, über den Gunter Falk in einer v.a. in Autorenkreisen als Geheimtip gehandelten Dissertation promovierte, charakterisieren das Leben und das Werk des Autors, wobei Literatur und Soziologie, Wissenschaft und Wirtshaus, Gefühl und Intellekt gleichermaßen zu ihrem Recht kommen. Falks „Neigung zu Displazierungen“ (Peter Gasser-Steiner), zum falschen Ton am falschen Ort kennzeichnet auch seine Literatur, in der er Erhabenes und Banales, Klassikerzitate, Schundromane und Songtexte derart mischt, daß allein die jeweiligen Kontexte neue Sinnbezüge mit emotionalem Mehrwert schaffen. „deine denkmaschine, die deinem gefühlscod auf der spur ist“, heißt es in einem Haiku, jener Gattung, mit deren streng geregelter Kürze Falk häufig seine großen existentiellen Themen, „das Spiel seiner drei wichtigsten Protagonisten: Frau, Tod, Alkohol“ (Wolfgang Bauer), formal bändigte.

Bis heute gilt Gunter Falk unter Insidern als einer der großen Frühverstorbenen, der, obwohl aus dem Forum Stadtpark hervorgegangen, mit seinem durchgängigen Hang zum Experimentellen ästhetisch eher den Autoren der Wiener Gruppe nahestand.

- ³ Gottfried Benn: *Was schlimm ist*. In: G. B.: *Gedichte in der Fassung der Erstdrucke*. Mit einer Einf. hrsg. v. Bruno Hillebrand. Frankfurt/M.: Fischer 1982. (= Fischer-Taschenbücher. 5231.) S. 440.
- ⁴ Samuel Beckett: *Murphy*. Roman. Übers. v. Elmar Tophoven. Reinbek: Rowohlt 1959. (= rororo. 13525.) S. 9.
- ⁵ Gunter Falk: *Franz beim Bier*. In: G. F.: *Die Würfel in manchen Sätzen*. Spenge: Ramm 1977, S. 63.

CHRISTIAN FLECK

ÜBER DAS RASCHE VERALTEN SOZIOLOGISCHER TEXTE

Diesmal keine Paraphrasen zum Werk Gunter Falks

Vor fünfzehn Jahren schrieb ich für die Zeitschrift „manuskripte“ einen Text über Gunter Falk mit dem Titel „Über den Soziologen als Konstrukteur der Wirklichkeit und den Dichter als relativ neutrale Bezugsperson. Paraphrasen zum Werk Gunter Falks“¹. Beim Wieder-Lesen meines eigenen und einiger soziologischer Texte Falks stellte sich bei mir ein Gefühl der Fremdheit ein. Hatte sich in den eineinhalb Jahrzehnten so viel verändert, daß mir all das Gelesene vorgestrig erschien? Hatte ich, der ich heute vier Jahre älter bin, als Falk alt wurde, mich so sehr verändert? Oder stimmt gar, was uns manche Festredner erzählen – daß die „Halbwertszeit“ wissenschaftlichen Wissens immer kürzer werde, er-go, was vorgestern gedacht und geschrieben wurde, heute schon veraltet sein müsse?

Ich will in drei Schritten versuchen, den Erwartungen jener Genüge zu tun, die sich im folgenden etwas zum Thema „Gunter Falk als Soziologe“ erhoffen, und dennoch diese letzte Frage nicht aus dem Blick verlieren. Zuerst gebe ich einen knappen Überblick über das soziologische Schrifttum Falks, dann sage ich einiges über die Bedingungen, unter denen Falks soziologische Texte verfaßt wurden und – indem ich versuche, Falk im *Intellektuellen Diskurs der Zweiten Republik*² zu verorten – füge ich einige wenige Bemerkungen zum breiteren Kontext an, in dem in Österreichs Zweiter Republik sozialwissenschaftliches Wissen publik wurde. Schließlich kehre ich abschließend zum eingangs aufgeworfenen Fremdheitsgefühl zurück.

Falks soziologisches Oeuvre umfaßt ungefähr 300 gedruckte und rund 1000 hektographierte Seiten, die zwischen 1966 und 1983 verfaßt wurden. Sechs Aufsätze erschienen in der „Österreichischen Zeitschrift für Soziologie“, deren Redaktion Falk ab 1978 angehörte, acht weitere Texte erschienen in Sammelbänden, der verbleibende Rest von weiteren rund 15 Texten wurde in Zeitschriften wie „manuskripte“, „protokolle“, „Neues Forum“, „Sterz“ und „Steirische Berichte“ veröffentlicht. Schließlich fungierte Falk als Mitautor von fünf Forschungsberichten. Ergänzt wird das Schrifttum durch einige wenige Rezensionen, die ungedruckte Dissertation und die wenigen ungedruckten Teile der Habilitationsschrift.³

Thematisch lassen sich drei Komplexe identifizieren, zu denen Falk veröffentlichte. Vom Umfang her wären an erster Stelle Beiträge zu dem in sich recht heterogenen Feld der „Soziologie des abweichenden Verhaltens“ zu nennen: Krankheit, Trinken, Rauchen, Drogen, Abtreibung und Behinderung. Dann Texte zum weiten Feld der Kulturanalyse, wie dies der Untertitel der Habilitationsschrift, „Untersuchungen zur gesellschaftlichen Erzeugung und Verteilung symbolischer Güter und Fertigkeiten“, anannonciert, ohne daß es in dieser Breite dort eingelöst worden wäre, behandelt die Habilitationsschrift doch vor allem bildungssoziologische Themen. In kürzeren Arbeiten unternahm Falk Versuche einer soziologischen Analyse von Einzeldisziplinen, wie der Psychiatrie, der Rolle von Schriftstellern, Medien, Kunst und Künstlern, Lesen sowie *Gartenzwerge*, *Staatsoper*, *Steppenwolf und Django Reinhardt*⁴, also Kulturanalysen im engeren Sinn. Schließlich wären noch Gelegenheitsarbeiten zu Themen wie „Aggression“ und „Österreichisches Selbstgefühl“ zu nennen.

Nahezu alle Beiträge Falks zeichnen sich dadurch aus, daß in ihnen der Versuch unternommen wird, über die Beschreibung von sozialen Gegebenheiten hinauszugehen und das jeweilige soziale

Feld, dem er sich soziologisch nähert, unter einer theoretischen Perspektive zu betrachten. Damit unterschied er sich von jenen empirischen Sozialforschern, die sich damit zufrieden gaben, die Verteilung bestimmter Merkmale im Stile von „Schon 86 Prozent der Österreicher stimmen der Aussage ‚Österreich beginnt sich langsam als Nation zu fühlen‘ zu“ zu berichten. Falks Ambitionen waren die eines Theoretikers, nicht nur, weil damals gerade die Fliegenbeinzählerei verspottet wurde, sondern wohl auch, weil er Philosophie, zumal jene aus dem Umkreis des logischen Empirismus und der analytischen Philosophie, intensiver studiert und davon mehr gelesen hat, als man von einem Soziologen erwarten würde. Und natürlich ist über eine Theorie zu verfügen etwas Edles; das Bekenntnis zu einem Paradigma ähnelt der Teilnahme an einer Revolution. Mit anderen einen „approach“ zu teilen, bekämpft die Einsamkeit, wenn schon nicht am Schreibtisch, dann zumindest danach. Falk zählte sich zu den „reflexiven Soziologen“, eine Bezeichnung, die heute aus der Mode gekommen ist, aber Mitte der 70er Jahre nicht zuletzt dank der Bemühungen von Heinz Steinert und Gunter Falk zeitweilig gern benutzt wurde. Was unter „reflexiver Soziologie“ zu verstehen sei, erläutern Steinert & Falk in der umfangreichen Einleitung zu dem von Steinert edierten Band „*Symbolische Interaktion*. Arbeiten zu einer reflexiven Soziologie“ in vier Maximen, die ich hier nicht wiedergebe, und den folgenden acht Postulaten:

- Statische Beschreibungen werden in Beschreibungen von Prozessen aufgelöst.
- Stabilität ist erklärungsbedürftig, nicht Veränderung.
- Die Wirklichkeit wird als eine sozial konstruierte Wirklichkeit verstanden.
- Ordnung und vorgefundene Bedeutung sind erklärungsbedürftig, nicht Unordnung und Unverständlichkeit.

- Allgemeine Funktionen werden in spezifische ausdifferenziert.
- Einheitlichkeit ist erklärungsbedürftig, nicht Verschiedenheit.
- Vorhandene Wissenssysteme werden auf ihre Funktion und damit die Bedeutung ihrer Elemente überprüft.
- Selbstverständliches ist zunächst erklärungsbedürftig, dann erst Überraschendes.⁵

Aufschlußreicher als der Versuch, den Sinn dieser apodiktischen Urteile zu explizieren (die zu der Art von Formulierungen gehören, die damals den guten Ton bildeten: „Thesen über, zu, von ...“), scheint mir, den „Geist“ zu rekonstruieren, der bei der Formulierung dieses „Paradigmas“ Pate stand. Es waren die Jahre nach 68, eine Zahl, die meist als Symbol für Studentenrebellion, Kommunen, Anti-Vietnam-Kriegs- und Anti-Schah-Demonstrationen und für eine Gesellschaftskritik steht, die sich aus dem Fundus des Neomarxismus speist. Der Rahmen, in dem Falk seit Anfang der 70er Jahre soziologisch schrieb, war ein anderer: Die politische Seite der Revolution war nicht von Bedeutung, das Etikett „68“ trifft hier nur dann zu, wenn man es als Kürzel für künstlerische Avantgarde, das Beweglich-Werden erstarrter Denkgewohnheiten und Orientierung an Vorbildern versteht, die als nonkonformistisch betrachtet wurden. In Abwandlung des bekannten Titels der legendären Aktion von Brus, Wiener, Weibel & Co. im Hörsaal I der Wiener Universität am 7. Juni 1968 könnte man, um Falks Motto zu treffen, statt *Kunst & Revolution* „Kunst, nicht Revolution“ formulieren. Nicht die elendslangen Debatten bei irgendwelchen teach-ins, sondern die Flüchtigkeit des Spiels, des happenings und der Aktion waren Falks Sache – theoretisch und natürlich viel mehr noch praktisch. Mit dem Spiel beschäftigte er sich schon in seiner philosophischen Disser-

tation, die er 1966 fertigstellte. Unter dem Einfluß einiger in Graz lehrender Philosophen und in Übereinstimmung mit den Leitfiguren der Wiener Gruppe rezipierte er Wittgenstein, vor allem dessen Sprachspielphilosophie.

Dazu paßte jene Soziologie, von der man annahm, daß sie sich im Zentrum soziologischen Forschens, den USA, in Opposition zum damaligen mainstream entwickelte. Soziologischer mainstream der 60er Jahre waren die etwas starren Auffassungen von sozialen Systemen, Funktionen und Dysfunktionen, fixen sozialen Rollen und der zunehmend geistloser werdende Empirismus der Fragebogentechnologie. Jedenfalls sah man von Europa aus die Sache gerne so und las daher jene amerikanischen Texte, die diese Anti-establishment-Haltung zum Ausdruck brachten. Dabei ignorierte man all die Zwischentöne, die man auch hätte wahrnehmen können und jene Autoren, die weder zum mainstream noch zur Opposition gehörten. Was in dem Band *Symbolische Interaktion* von Steinert als amerikanische Opposition versammelt wurde, war in sich viel heterogener, als es die Verfasser der Einleitung in ihrer Darlegung des Paradigmas erscheinen ließen. Neben Autoren, die in der Feldforschungstradition der Chicagoer Soziologie standen oder ihr zumindest zugerechnet werden konnten – einer Richtung, die in den 50er Jahren gegenüber der vom gebürtigen Wiener Paul F. Lazarsfeld und dem ungleichen Theoretiker-Duo Robert K. Merton und Talcott Parsons repräsentierten, um Wissenschaftlichkeit bemühten Soziologie ins Hintertreffen geraten war –, findet man Beiträge amerikanischer Weberianer wie C. Wright Mills, englischer Kurzzeitmarxisten und Texte der Phänomenologen Alfred Schütz, Peter L. Berger und Thomas Luckmann, die als Geistesaristokraten aus dem Denkwortzusammenhang des Wiener liberalen Bürgertums der letzten Jahrhundertwende für die Jugendrevolte ungefähr so viel Verständnis mitbrachten, wie die katholische Kirche dem Exorzis-

mus entgegenzubringen gewillt ist. Diese Hinweise schmälern natürlich nicht das Verdienst von Steinert & Falk, eine Sammlung interessanter und anregender Aufsätze veröffentlicht zu haben, sondern sollen nur ihren Anspruch, damit eine kohärente Alternative zum mainstream offeriert zu haben, ein wenig zu rechtrücken.

Auffallend ist in diesem Sammelband von 1973 das Fehlen eines Hinweises darauf, daß einige der Autoren von den Nazis in die Emigration gezwungen worden waren; das war offenkundig kein Reflexion auslösendes Thema für reflexive Soziologen, obwohl es ja in doppelter Weise mit der Situation, in der nach Alternativen gesucht wurde, verknüpft war: Autoren wie Schütz waren in den 60er Jahren kein Teil des deutschsprachigen Diskurses, der damals noch nicht so genannt wurde (aber natürlich waren auch die Positionen, gegen die sich in der US-Soziologie die Opposition auflehnte, hierzulande unbekannt), und die Vertreibung des produktivsten Teils der österreichischen Intelligenz hinterließ jenes Vakuum, das zuerst die Revolte der künstlerischen Avantgarde auslöste und erst im Wege der Imitation ausländischer Bewegungen auch zur langsamen Modernisierung des akademischen Lebens führte. Die anti-nazistische Stimmung dieser Jahre war, zumal in Graz und seinem „Forum Stadtpark“, gegen die deutsch-national-heimattümelnden Fürsprecher des Wahren, Guten und Schönen, jener vermeintlich an der deutschen Klassik orientierten Bewahrer, gerichtet, die so taten, als wäre seither nichts geschehen, und damit vor allem ihre eigene Nazi-Vergangenheit aus dem Bewußtsein verdrängen wollten. Die tapferen Avantgardisten des „Forum Stadtpark“ fochten aber vor allem gegen die anti-modernistische Ideologie und den bleiernen Provinzialismus und nicht für eine Debatte über historische Kontinuitäten. Die Gefühlslage der wenigen Intellektuellen der 60er Jahre war charakterisiert durch die Enge des Konservatismus und den Neid auf

das, was anderswo schon geschrieben und diskutiert wurde. Eine Perspektive, die auf den durch die Nazis verursachten intellektuellen Verlust fokussierte, wurde unter Österreichs Intellektuellen erst in den 80er Jahren entwickelt.

Es ist vermutlich nicht zu weit hergeholt, wenn ich behaupte, daß die Attraktivität des Denkens der von Falk und Steinert rezipierten und bekannt gemachten Soziologen von ihnen darin gesehen wurde, daß dem handelnden Individuum weit mehr Bedeutung eingeräumt wurde als in den Theorien, die Betonung auf Rollenkonformität, Systemintegration und funktionale Analyse legten. Die frühen 70er Jahre hatten ein wenig Bewegung in die im katholischen Traditionalismus und unverdaut weiterwirkenden Nazismus verharrende österreichische Geisteswelt gebracht. Es wurde schon mehrfach darauf verwiesen, daß hierzulande zuerst die Dichter, Maler und Philosophen gegen den Traditionalismus mobil machten und Studenten und noch viel später das universitäre Personal ihnen folgten. Insofern erfolgte 1968 in Österreich wohl eher ein Aufstand der Einzelnen und nicht die Rebellion von (studentischen) Massen. Diesem, wie man ein wenig überspitzt formulieren könnte, anarchischen Individualismus war eine individualistische Theorie wie die von Alfred Schütz willkommen, der ja, was zumeist übersehen wird, in der intellektuellen Schuld der Wiener Schule der Nationalökonomie stand – der wohl radikalsten individualistischen Gesellschaftstheorie, die im 20. Jahrhundert formuliert wurde. F. A. Hayek war und ist das passende gesellschaftstheoretische Pendant zu Schütz und nicht Marx oder einer seiner Nachfolger, die in dem Band von Steinert & Falk nicht einmal im Hintergrund eine Rolle spielen.

Eine Präferenz für individualistische Modelle findet man auch in Falks frühen Beiträgen zur Analyse von Devianz. Der Deviante wurde bis dahin in sozialstrukturellen Erklärungen als Mitglied eines amorphen Kollektivs konzipiert, der sozialem Druck nach-

gibt. Erst die situationistischen Erklärungen eines Goffman, Garfinkel und all der anderen, die zum „labelling approach“ gerechnet werden, werten den Akteur auf; geben ihm – wenigstens in der Theorie – Handlungsfreiheit und lassen ihn sich für deviante Karrieren entscheiden. Wählt er den devianten Weg, dann stößt er gegen die symbolischen Mauern der Definitionsmächte Polizei, Lehrer, Arzt oder Psychiater. Daß er oft auch in realen Mauern eingesperrt war, wußte man wohl, fand diesen Aspekt aber deutlich weniger spannend als den der symbolischen Gewalt. Es waren jedoch nicht sozialstrukturell differenziell verteilte Gelegenheiten und Zugangschancen, die seiner Wahl die Richtung vorgaben – zuerst einmal war der Handelnde frei, so oder anders zu agieren:

Die Bedeutungen von Handlungen, Handlungsmustern (Rollen) und Requisiten sind kontextabhängig („situert“); das Aushandeln der sozialen Realität geschieht anhand konkreter Situationen; Strukturen, Organisationen u.ä. sind Abstraktionen und lassen sich immer in typische Situationen und ihre Abfolge auflösen; auch die Einheit des subjektiven Erlebens und der Persönlichkeitsbeschreibung ist die Situation mit den Strategien ihrer Bewältigung.⁶

heißt es in jenem Teil der Einleitung zu *Symbolische Interaktion*, der von Falk stammt.

Neben den geistesgeschichtlichen Verhältnissen sind die institutionellen Bedingungen zu berücksichtigen, die Falk während seiner rund zwanzigjährigen Tätigkeit als universitär beschäftigter Soziologe vorfand. Falk kam zu seiner ersten Anstellung noch als Student – „wissenschaftliche Hilfskraft“ hieß das damals –, zu einer Zeit, als die Universitäten als Ausbildungs- und Beschäftigungssystem rasch expandierten. Die in Österreich um die Mitte der 60er Jahre einsetzende Hochschulreform, die allein schon deswegen nicht als Resultat der 68er Bewegung zu sehen ist, sondern wohl zutreffender als deren Voraussetzung, führte erstmals

in Österreichs Universitätsgeschichte zur Entstehung eines quantitativ bedeutsamen sogenannten Mittelbaus in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Es ist hier nicht Raum, en detail die Entwicklung der Universitäten in der Zweiten Republik zu schildern, aber wenigstens die folgenden beiden Punkte müssen erwähnt werden: Der weitgehende Personalwechsel während und im Gefolge der Nazidiktatur hatte an den Universitäten eine lange Nachgeschichte. Die jungen Aufwärtsmobilen der 40er Jahre saßen Mitte der 60er Jahre noch auf ihren Ordinariaten, waren allerdings zum Großteil nicht mehr in der Lage, die Nachwuchsrekrutierung zu kanalisieren, weder in die Bahnen des CV noch in die der persönlichen Abhängigkeit vom „Chef“. Zugleich hatte diese akademische Lehrerschaft aus Gründen der Erosion ihrer Bindung an eine universalistische Wissenschaftsmoral – waren sie doch für sich selber und alle anderen Eingeweihten Kriegs- oder genauer gesagt: Vertreibungsgewinnler par excellence – die Fähigkeit verloren, Nachwuchs nach Qualitätsmaßstäben auszubilden oder auszuwählen. Österreichs Universitäten waren kaum jemals in ihrer Geschichte so tief gesunken wie zu Ende der 60er Jahre. Die Expansion des tertiären Bildungssystems startete aus exogenen Gründen (OECD-Gutachten spielten wohl eine wichtigere Rolle als die Unterrichtsverwaltung) und bot Jüngeren und Jungen die Chance zu Professuren, Assistenten- und wissenschaftlichen-Hilfskraft-Stellen.

Die bedeutsamste Konsequenz dieser Stellenexpansion lag in einer doppelten, ineinander verschränkten Entwicklung: Zum einen kamen nun auch Nonkonformistischere verschiedener Gestalt ins Universitätssystem hinein, und zum anderen herrschte darin ein normativer Zustand, der mit dem soziologischen Begriff „Anomie“ am zutreffendsten bezeichnet werden kann. Das führte vor allem in den schwach institutionalisierten Disziplinen wie z.B. der Soziologie dazu, daß die jungen Assistenten sich zwar

mit einem Laufbahnmodell konfrontiert sahen, das von ihnen die Erbringung weiterer Schülerleistungen innerhalb des astronomisch langen Zeitraums von 14 Jahren, der ihnen bis zur Habilitation eingeräumt wurde, verlangte, ihnen aber zugleich die Rollenmodelle vorenthielt, die wissenschaftlichen Lehrlingen das Arbeiten üblicherweise erst ermöglichen und daher erleichtern. Die Zwickmühle, auf sich allein gestellt herauszubekommen, wie man zum Soziologen wird – Falk war wie alle anderen dieser Jahre ja nicht in dieser Disziplin ausgebildet worden –, und zugleich damit rechnen zu müssen, daß anläßlich von Vertragsverlängerungen und spätestens bei der Habilitation Inkompetente, aber Statushöhere darüber befinden werden, ob man kooptiert wird, ist eine Situation für starke Persönlichkeiten oder biegsame Charaktere. Die institutionell unterbestimmte Rolle des Assistenten, der niemandem assistiert und dennoch bei diversen Gelegenheiten vermessen wird, kompensierten die einen durch Cliquenbildung und die anderen durch forcierte Anpassung an das, was sie meinten, daß von ihnen erwartet werde.

Gunter Falks „Chef“ war einer von jenen, die dank dieser Stellenvermehrung Professor geworden waren und nun nicht recht wußten, was sie tun und wie sie mit den vielen Assistenten, die ihnen gegeben wurden, verfahren sollten. Die hegemoniale Mentalität dieser Jahre gebot ihm, nicht „autoritär“ zu sein, doch der reale Machtunterschied zwischen dem Institutsvorstand und dem Univ.-Ass. war letztlich stärker: Was als gemeinsames Unternehmen begonnen hatte, endete in alter Ordinarienherrlichkeit.

Für jemanden, der mit Herrschaftsstrukturen habituell nicht umgehen konnte, dem die Rebellion des Marsches durch die Institutionen kein gangbarer Weg war und der unter formaler Autorität litt, obwohl er die Anerkennung durch Bessere dem Applaus der Gleichen immer vorgezogen hat, waren das schlecht auszuhalten- de Bedingungen. Da die alte Ordnung so weit aufgeweicht war, daß aberrante Devianz, die Nichtbefolgung der institutionalisier-

ten Imperative, ohne daß man gegen sie offen rebelliert, zugelassen war, flüchtete Falk aus der Universität, wann immer es ihm möglich war.

Falks primäre Bezugsgruppe waren die Dichter des „Forum Stadtpark“ und die zwischenzeitlich diversifizierte Wiener Gruppe, dort suchte er Status zu gewinnen. In der Universität und unter Wissenschaftlern war er hingegen mehr oder weniger verloren und abhängig davon, daß andere ihn in ihre Clique aufnahmen. Falk gehörte mehreren dieser soziologischen Kleingruppen an, doch kaum einer über längere Zeit, teils, weil die Stabilisierung von sozialen und Arbeitsbeziehungen dafür die Voraussetzung gewesen wäre, wozu er nicht in der Lage war, und teils, weil man als Provinzler in der Hauptstadt immer ein wenig am Rande bleibt. Der Grazer Theoretiker der sozialen Situation war selbst ein großer Situationist, unfähig zur längerfristigen Aufrechterhaltung von Arbeits- oder anderen formalen Beziehungen, im Augenblick des Gesprächs ganz bei der Sache, doch nicht willens, jene disziplinierenden Routinen zu pflegen, die einem arbeitsteilig und auf längere Sicht angelegten Betrieb, sei es des Forschens oder Lehrens, inhärent sind. Die anomische Struktur der Universität ließ ihn gewähren und ruinierte ihn damit, weil sie ihm Ermunterung und soziale Kontrolle durch Erfahrenere vorenthielt und ihn zeitlebens auf den flüchtigen und autoritätslosen Zuspruch der peers und der Jüngeren, der Studenten, beschränkte. Diese soziometrisch vermeßbare Konstellation prämiert den originellen Gedanken, zahlt Dividenden auf die Präsentation rasch angelesener Novitäten, verhindert aber die Etablierung der mühseligen Interaktionsformen gemeinsamen Arbeitens und dessen längerfristige Planung. Falk fuhr zu keinen Kongressen, reichte bei keiner Fachzeitschrift einen Aufsatz ein und gestaltete die Kooperation in Forschungsprojekten nach den Regeln des Free Schach. Folgerichtig erwarb er Reputation nur bei jenen, die ihn einluden oder kooptierten – und das waren im

Österreich der 70er Jahre neben wenigen soziologischen Forschungsprojekten die Einrichtungen der Erwachsenen- und Politischen Bildung, die Redakteure oder Herausgeber von Kulturzeitschriften, die Literatur- und Hörspielredaktion des Radios, Klaus Ramms *Bielefelder Colloquium Neue Poesie* und der Club 2, jenes den öffentlichen Diskurs imitierende Spektakel, an dem mitzuwirken kaum jemandem unnütz vorkam und dem kaum einer entkommen wollte.

Der Applaus derer, die als Zeitgenossen, die sie sind, in der Gegenwart leben und urteilen, dauert verständlicherweise nicht lange. Wissenschaftler brauchen einen längeren Atem oder die Hochnäsigkeit, auf zeitgenössischen Applaus verzichten zu können – das war aber nicht die Lebenswelt von Gunter Falk. Schon wenige Jahre nach Falks Tod fielen die kurz erwogenen Pläne, seine soziologischen Schriften zu edieren, dieser Zeitgenossenschaft zum Opfer. Nach nunmehr fünfzehn Jahren scheint mir, daß die mittlerweile weitergezogene Karawane den kleinen Denk-Malen Falks vielleicht sogar zu Recht keine Bedeutung mehr zumißt – zumindest in diesem Punkt könnte man sich auf ihn selbst berufen, schreibt er doch in dem posthum veröffentlichten Text mit dem barocken Titel „*Denk-Male oder Felder des Handelns (in denen auch Kornblumen blühen)*“. 11 Thesen zur Analyse und Kritik der herrschenden Kultur“:

Welche Produkte von Künstlern als „Werke“ zu zählen haben, wird [...] weitestgehend von den Distributionsorganisationen, den professionellen Taxonomen [...] festgelegt. [...] Da „Werke“ jeweils in der Vergangenheit produziert wurden, bedarf es zu ihrer Erhaltung und Reproduktion spezifischer Apparate, Maßnahmen, Verteilungspolitiken und Erhaltungsspezialisten.⁷

Was Falk hellseherisch über den Kulturbetrieb formulierte, gilt noch viel mehr für den Wissenschaftsbetrieb, zu dessen Maximen es gehört, daß die später Geborenen das Alte vergessen. So lebt Gunter Falk noch im Gedächtnis derer, die sich seiner erinnern, sein schmales soziologisches Werk mag dem einen oder anderen geholfen haben – aber die Erinnerung an Ideen von früher ist noch viel flüchtiger als die an früh Verstorbene.

Anmerkungen:

- ¹ In: manuskripte 24 (1984), H. 84, S. 8-12.
- ² Unter diesem Reihentitel firmierte das vom Österreichischen Literaturarchiv 1999 in Wien veranstaltete Gunter-Falk-Symposium, für das der gegenständliche Vortrag ursprünglich geschrieben wurde.
- ³ Vgl. Christian Fleck: *Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten von Gunter Falk*. In: manuskripte 24 (1984), H. 84, S. 93.
- ⁴ Gunter Falk: *Gartenzwerg, Staatsoper, Steppenwolf und Django Reinhardt*. Von der klassifikatorischen Statik zur historischen Dynamik der gegenwärtigen vier Kulturen. In: protokolle (1981), H. 3 [*Fabulieren heute. Hundertwasser appellativ*], S. 129-140.
- ⁵ Gunter Falk/Heinz Steinert: *Über den Soziologen als Konstrukteur von Wirklichkeit, das Wesen der sozialen Realität, die Definition sozialer Situationen und die Strategien ihrer Bewältigung*. In: *Symbolische Interaktion. Arbeiten zu einer reflexiven Soziologie*. Hrsg. v. H. St. Stuttgart: Klett 1973. (= Konzepte der Humanwissenschaften.) S. 20f.
- ⁶ Ebda, S. 35.
- ⁷ In: manuskripte 24 (1984), H. 84, S. 5.